

Moralerziehung

Von *Micha Brumlik*

Problemgeschichte

Die Frage, ob und wie Menschen dazu bewogen werden können, sich an übergreifenden Regeln des Zusammenlebens zu orientieren, ist so alt wie die Existenz von Hochkulturen. Ein schon in der fünften Dynastie (etwa 2350 v. Chr.) des Alten Ägypten entstandenes Lehrgedicht setzt auf körperliche Züchtigung ebenso wie auf Belohnung durch ein gelungenes Leben für regelkonformes Verhalten (Brunner 1998, 127 f.). Auch die biblischen Schriften, namentlich das im sechsten Jahrhundert vor der Zeitrechnung entstandene Deuteronomium sowie die etwas später kodifizierten Weisheitsschriften stellen nicht nur Forderungen – etwa in Form der Zehn Gebote (Exodus 20,2-17) – und Verheißungen, sondern empfehlen darüber hinaus differenzierte Lernprozesse (Jesus Sirach 6, 18-37). Explizit wird die Frage nach der Lehr- und Lernbarkeit richtigen Handelns jedoch erst in den philosophischen Entwürfen der griechischen Polis seit dem fünften Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung verhandelt. Die Frage nach dem richtigen Handeln und dem Sinn des Lebens wird von dem Athener Bürger Sokrates im freien Gespräch mit der Jugend in aporetischen, nach Maßgabe der Hebammenkunst geführten Dialogen mit dem Ziel eines selbst verantworteten und stets zu erforschenden Lebens geführt (Platon 1990a, 57). Sokrates' Schüler Platon reflektierte die sokratische Praxis in der Frage, ob Tugend überhaupt lehrbar sei (Platon 1990b, 508 f.), und legte zudem in seiner Schrift über den Staat (Platon 1990c) eine umfassende Theorie moralischen Wissens und moralischen Lernens vor. Demnach ist den Menschen das wahre moralische Wissen grundsätzlich angeboren, während es in der Erziehung darauf ankommt, dass die bereits Wissenden durch Abstraktion von aller sinnlichen Ablenkung und eine auf gerechten

Strukturen beruhende Lebensführung die nachfolgenden Generationen an ihren Einsichten teilhaben lassen. Aristoteles präzisiert die Theorie moralischer Erziehung, indem er neben die ausdrückliche Belehrungspraxis auf die prägende Rolle von Gesetzen, Vorbildern und insbesondere Gewohnheiten hinweist (Aristoteles 1972, 303 f.).

Das in der Zeit der Aufklärung die – von der Antike beeinflusste – mittelalterliche Philosophie ablösende, moderne Denken zeichnet sich zunächst durch gegensätzliche anthropologische Paradigmen aus. Während Thomas Hobbes von einem von Natur aus auf Selbsterhaltung, Eigeninteresse und Furcht beruhenden Bild des Menschen ausgeht (Hobbes 1976), postuliert Jean-Jacques Rousseau eine von Natur gesellig und egalitär lebende Menschheit, deren moralisches Wissen durch ungerechte Institutionen und Strukturen beeinträchtigt wurde (Rousseau 1993). Aus diesen unterschiedlichen Annahmen resultieren einander entgegengesetzte Erziehungskonzepte. Während für Hobbes im Zentrum einer angemessenen Moralerziehung die Mechanismen des Erzielens von Einsicht durch Überredung und des Hinweisens auf erwartbare Übel standen, setzte Rousseau auf die Kraft vom Zwang der Konvention befreiter, spontaner mütterlicher Gefühle bzw. auf republikanische Lebensformen und Begeisterung (Rousseau 1993, 111). Die auf Rousseau folgende Philosophie der Aufklärung, vor allem die Lehre Kants, sah in der Erziehung nicht nur die einzige Handlungsform, die überhaupt Angehörige der Gattung zu Menschen bilden könne, sondern in der praktischen oder moralischen Erziehung (im Unterschied zur physischen) jene Aufgabe, damit der Mensch „wie ein freihandelndes Wesen leben könne“ (Kant 1970b, 752). Dabei ist sich Kant stets bewusst, dass das Problem der empirischen Feststellbarkeit von Handlungsfreiheit und damit moralischer Bildung kaum lösbar ist (Kant 1956, 321).